

Stirb langsam, Baseldytsch

Der Niedergang des Dialekts
Betrachtungen eines Anachronismus, der unbedingt überleben will. Wird er überleben?

Sebastian Briellmann

Sebastian Briellmann

Sebastian Briellmann

Und dann sagt der junge Mann, der da im Scheinwerferlicht in der Rolle als Zimmerkellner vor sich hin schwärmt, ganz verliebt-verträumt: «Ich han e wunderbaari Frau kenneglernt.»

Fantastisch, oder?

Na ja.

«Kennegleeeert», heisst es umgehend und durchaus resolu-los aus dem Off.

Und schon geht es weiter. Der Kellner fragt verwundert: «Wirglich?»

Aus dem Off noch etwas schroffer: «Wiirggliilig …»

Man ist ja nicht irgendwo, sondern auf der «Baseldytsche Bihni». Wenn nicht hier, wo sonst sollte der Dialekt noch einwandfrei gesprochen werden.

Aber was heisst eigentlich: *der* Basler Dialekt? Gibt es den überhaupt (noch)?

Baseldytsch? Baseldytsch? Baseldütsch?

Geht es um das Baseldeutsch, wird es schnell grundsätzlich. An der Fasnacht hat jeder Zeedel-Schreiber das Gefühl, dass er den Dialekt erfunden hat. Bei den Versen überkommt einen nicht selten der Eindruck, dass das Resultat selbst die Dialektibel von Rudolf Suter übertrumpfen wolle. Da sieht man vor lauter Y den Satz nicht mehr. Die patrizisch angehauchte Selbstabgrenzung wirkt oft bemüht, manchmal gar lächerlich.

Das dürfte die Folge davon sein, dass der gemeine Basler unter einem Minderwertigkeitskomplex leidet, er will mondän sein, weltoffen, integrativ und intelligent – gleichzeitig aber auch im Sommer bei 42 Grad im Schatten dreimal wöchentlich den Cliquen-Hock zelebrieren, unter seinesgleichen bleiben. «Waisch no?» Dass das irgendwie nicht aufgeht, versteht sich von selbst.

Die Stadtbewohner leiden auch, manchmal reiben sie sich richtiggehend daran auf, dass im Rest des Landes diese Befindlichkeiten nicht übermässig viel Interesse entgegengebracht wird. Ob dieses Völkchen am Rhein-kei jetzt «Yyskaschte» oder nur noch «Kieslstrank» sagt: who cares? (werden sie in Zürich sagen). Basel tickt anders? Gähn.

Der Dialekt ist auch nicht sonderlich beliebt. In Rankings landet Baseldeutsch meist auf den hintersten Rängen. Bösewichte werden in Schweizer Filmen oft mit Baslern bestückt. Ist es das Spitze, Grelle in der Betonung? Man weiss es nicht so genau. In einer grossen Serie über alle Sprachunterschiede in den Schweizer Kantonen von Tame-dia, zu der auch diese Zeitung gehört, wird über die Baseldeutsch-Folge jedenfalls getitelt: «Der seltsamste Dialekt der Schweiz».

Vielleicht liegt es auch nicht nur an diesem Ungleich-Fühlen, dass der Basler beim Dialekt überaus lokal-chauvinistisch agiert, sondern auch an realer Veränderung. Basel-Stadt, ein Schmelztiegel-Kanton mit einem Ausländeranteil von knapp 40 Prozent, in dem fast die Hälfte aller Dreijährigen in die Deutsch-Frühförderung muss – da ist an Dialekt erst mal nicht zu denken.

Im Frühjahr hat Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) ei-



Baseldytsch? Baseldytsch? Baseldütsch? Wenn es um den Dialekt geht, wird es schnell einmal grundsätzlich. Nur: Wie lange noch? Foto: Lucian Hunziker

nen Artikel so getitelt: «English, please! – Stirbt Schweizerdeutsch aus?» Und in einer TV-Sendung wird darauf eingegan-gen, dass «heute weltweit zwischen 6000 und 7000 Sprachen oder Dialekte» existieren. Mit dem Befund: «Die meisten von ihnen werden aber in 100 Jahren ausgestorben sein, so eine deprimie-rende Prognose der Unesco.»

Hat Dialekt, hat Baseldeutsch eine Zukunft? Eine Betrachtung.
1 «Allewyy!»

An einem mediokren Dienstag-abend im September ist nicht viel los auf dem Lohnhof, die Gäste des «Au Violon» sitzen längst drinnen, sogar den Jungen, die gern auf dem Platz verweilen, scheint es draussen zu unwirtlich zu sein. Die Schlafstadt Basel macht ihrem Ruf alle Ehre. Okay, Dialekt hört man hier auch sonst nicht jeden Tag.

Wenn man aber bergab steigt, wird es heimelig und: baslerisch. Vielleicht überlebt das Gemein-schaftsstiftende ja hier. Die «Baseldytschi Bihni» probt ihr neuestes Stück: «Wie wär s mit Tee?»

Dreimal pro Woche kommt das Ensemble zusammen. Gratui-et et franc. Geld erhält nur der Regisseur. Ein Deutscher, ausge-rechnet. Macht nichts, denn er ist Profi. Kritisch, selten streng, aber doch genug, dass man sich denk-t: Hier wird ernsthaft agiert, immer motivierend auch. Und fürs Bas-eldeutsch hat man ja andere, die sich aus dem Off melden können.

«Kennegleeeert.»

«Wiirggliilig …»

Seit August, dreimal die Wo-che, ist das so. Bis am 14. Novem-ber wird das so sein, dann Pre-miere, gefolgt von Dutzenden weiteren Vorstellungen bis Mai. Andere Hobbys? Viel Glück. Und das alles nur aus Leidenschaft für den Basler Dialekt? Aus Sorge vielleicht auch, dass das Ba-seldytsch bald nur noch ein Ana-chronismus ist (oder, noch schlimmer, nur noch in einem Geschichtsbuch weiterlebt)?

Man muss nur einmal zuhören, was Basler Schüler für Sprachen sprechen.

Michael Hug ist Produktionslei-ter der «Bihni» und spielt in die-sem Jahr eine gewichtige Rolle. In wenigen Augenblicken beginnt die Probe, für ein, zwei Sätze reicht es. Natürlich spielt er lei-gisseur. Ein Deutscher, ausge-rechnet. Macht nichts, denn er ist Profi. Kritisch, selten streng, aber doch genug, dass man sich denk-t: Hier wird ernsthaft agiert, immer motivierend auch. Man fürs Ba-seldeutsch hat man ja andere, die sich aus dem Off melden können.

Dann muss Hug zur Probe. Heu-te stehen zwei Szenen auf dem Programm. Noch ist, natürlich, vieles unfertig, wird ständig un-terbrochen, gemeckert, verfei-nert. Auch beim Dialekt, klar. Aber es ist nicht so, dass die «Ba-seldytschi Bihni» so tun will, als sei man noch Gast in aristokra-tischen Daig-Villen im alten Jahr-tausend. Man spricht von einem neuen «Style», wenn es darum geht, was einen antreibt – und sagt auf der Bühne danach Begriffe wie «Teufels Kuchi», «Quatsch» oder «New York».

Keine Chance hat Hug dann aber, als er sagt: «I ha d Wahl ka zwische eme Bügeliisse am Kopf» – sofort raunt es von den Kolle-gen: «Gettyysse!» – «also bitte», klagt Hug, aber die anderen ins-istieren eindringlich: «Mir sin do bi dr Baseldytsche Bihni.» Und ein «allewyy!» liegt hier alle paar Minuten drin.

Altbacken ist das nicht. Wohl eher: realistisch. Ein Talahon dürfte sich dennoch eher weni-ger für dieses Schauspiel inter-essieren.

2 «Lätz»
Was macht es mit einer Gesell-schaft, wenn der eigene Dialekt, obschon sehr breit interpretier-bar, bald eine Minderheitsspra-che im Kanton sein könnte? Sein wird? Man muss nur mal mittags auf den Barfüsserplatz stehen, eine Viertelstunde zuhören, was Hunderte Schüler, die von den Schulhäusern auf dem Kohlen-

berg herunterströmen, für Spra-chen sprechen.

Felix Rudolf von Rohr sitzt im Caféhaus der Confiserie Schies-ser – und soll erzählen, was denn in der Entwicklung «falsch» läuft. Mit dieser Frage kommt man nicht weit, weil es «lätz» heissen müsste, wie Rudolf von Rohr sofort korrigiert. Man wür-de es nicht glauben, wüsste man es nicht, dass er selbst nur ein «Eingebürgertler» ist, wie er sagt. Er wurde erst als Dreissigjähri-ger Basler Bürger.

Heute ist oder war er Gross-ratspräsident für die CVP, Obmann des Fasnachtscomi-tés, aktiv in der Schlüsselzunft, mitwirkend bei einem Basel-deutsch-Wörterbuch – und ei-gentlich immer dabei, wenn sich die kleine Basler Welt irgen-dwo versammelt. Die «Baselland-schaftliche Zeitung» hat ihn ein-mal zum «Baseldeutsch-Papst» erhöht.

Er muss also wissen, wie es so um den Dialekt in diesem Kan-ton steht: «Ja, Baseldeutsch ist in Gefahr», sagt er. Gerade in den Schulen, in denen generell Hoch-deutsch gesprochen wird, neh-me das Bewusstsein dafür ab.

«Da streiche ich bald die Segel.» (Ums Elsässische und Aleman-nische sei es noch schlechter be-stellt.)

Was Rudolf von Rohr damit meint: Er war vor 15 Jahren Teil der «Basler Interessengemein-schaft Dialekt», die eine Initiat-ive mit dem Inhalt lancierte: «Die

Unterrichtssprache in den ersten beiden Jahren nach der Einschulung (Kindergartenstufe) ist Di-a-lekt. Hochdeutsch wird in defi-nierten Sequenzen gefördert.» Die Initiative traf einen Nerv. Von Basta bis SVP gab es Unter-stützer – und der Druck war so hoch, dass ein Gegenvorschlag locker angenommen wurde: Die Lehrer sprechen Standardspra-che, die Kinder dürfen sich wei-terhin in Baseldytsch ausdrük-ken. In den Medien war danach von einem Teilsieg die Rede.

Rudolf von Rohr sagt heute: «Die Abstimmung hätten wir ge-wonnen, auch ohne Gegenvor-schlag, beides wurde ja haus-hoch angenommen. Das Resul-tat ist bescheiden.» Als vielleicht letzten Effort war er vor kurzem bei Erziehungsdirektor Mustafa Atici mit den wenigen verbliebe-nen Mitstreitern der «IG Dia-lägt» – mit nur einer, aber ein-dringlichen Bitte: Tu etwas für den Dialekt.

Aber ist es nicht bereits zu spät? Auch wenn Rudolf von Rohr in Sorge ist, glaubt er nicht an ein Aussterben. Etwas, das wertvoll sei und vielen Menschen immer noch wichtig, überlebe vielleicht in kleinerer Form, aber gerade womöglich deswegen: Was be-droht ist, werde besonders ge-schützt. Es dürfte jedoch kein Zufall sein, dass sich Rudolf von Rohr in seinen Erklärungen auch ein bisschen in der Vergangen-heit verliert.



Jeder Zeedel-Schreiber ein Baseldeutsch-Gott? Foto: Nicole Pont

Jeder Zeedel-Schreiber ein Baseldeutsch-Gott? Foto: Nicole Pont



Kleine Oase des Dialekts: Die Baseldytschi Bihni. Foto: Baseldytschi Bihni

Als man noch gewusst hat, dass es «lehre» und nicht «lerne» heisst, dass Basler, die den Di-a-lekt noch pflegen, im «Schlüssel» zünftig sind. Spricht er über die Vischers, Sarasins, Christs und wechselt auch in den Modus ba-silienisch. Es heisst dann nicht mehr «immer», sondern, wie frü-her, ja genau: «allewyy!». Für vie-le Junge wäre das eine Sprache, die sie wohl tatsächlich nicht mehr verstünden.

3 Dalbenesisch?
In der «Harmonie» ist das an-ders, in der Traditionsbeiz auf der Lyss wird an diesem Mitt-wochmittag im Oktober an prak-tisch allen Tischen noch Basel-deutsch gesprochen. Es gibt auf der Karte Ochsenmausalat und Kalbskopf. Das ist die alte Welt.

In einer Ecke haben Remo und Silvia Gallacchi ihren Platz einge-nommen. Er ist Präsident der «Ba-seldytsche Bihni», seit 2013, seine Frau ist schon über drei Jahrzehn-t dabei, hat ihren Gatten auch er-muntert, selbst Teil des Teams zu werden. Verwalten sie den Nieder-gang, solange es halt geht?

Remo Gallacchi sieht das nicht so. Die Sprache verändere sich stets, die «Baseldytschi Bihni» passe sich an. Man spricht kein Dalbenesisch, dem gern zu Kenntlichkeit verballhornten So-ziolekt des Daig. «Wir sprechen so, wie uns der Schnabel gewach-sen ist.»

Aber die sprachliche Entwick-lung (Verarmung?) wird von Dia-

Cramer, der Kennedy aus Riehen, wie diese Zeitung mal in einem grossen Porträt geschrieben hat, ist einer der letzten Politiker, die das Baseldeutsch pflegen. Er sagt oft: «Es isch e guet Gfüühl.» Und nicht: «e guets Gfüühl.» Wichtige Details. Als Regie-rungspräsident kann er nun den Dialekt in eine breitere Öffent-lichkeit tragen. Aber ist die Ton-spur des Chefs auch noch die des Volkes?

Eine Frage, die der Liberale als früherer Erziehungsdirektor sei-nem Nachfolger Mustafa Atici (SP) hinterlassen hat. Er führt, wie schon Cramer, den Basler Kompromiss fort. Beide Spra-chen im Kindergarten, für ein «Gefühl der Zugehörigkeit und Vertrautheit», je nach sprachli-cher Zusammensetzung der Klassen. Dieser Zusatz darf heu-te nicht mehr fehlen. Lehrer sprechen zur Hälfte Mundart. Die Kinder dürfen selbst wählen. In der Primarschule liegt der Fokus dann auf der Standardsprache, «wobei Mundart situativ in be-wusst gewählten Momenten ein-gesetzt werden kann».

Das ist, was Rudolf von Rohr bemängelt, es ist ihm zu wenig Fokus auf den Dialekt. Atici, der neue Chef, bestätigt jedoch, dass er mit Rudolf von Rohr ein gutes Gespräch gehabt habe, und macht diesem ein Angebot: Das Erziehungsdepartement un-terstützt die Idee eines «freiwilli-gen Mundartkurses». Wenn Ru-dolf von Rohr eine «geeignete Trägerschaft» finde, würde man Schulräume zur Verfügung stel-len. «Der Ball liegt hier bei Ru-dolf von Rohr.»

Ob das genug ist?

5 Durchschnittsalter «pensioniert»

Obschon es langsam kribbelt, in der Woche des Jahres fürs En-semble der «Baseldytsche Büh-ni», kommen Philipp Borghesi und Michael Hug etwas früher und ziemlich aufgeräumt ins frisch renovierte Foyer. Bald be-ginnt an diesem tristen Montag-abend die erste Hauptprobe. Es wird spät werden. Fast bis 23 Uhr. Vorher sollen sie aber über die Zukunft des Dialekts spre-chen – weil sie mit der Zukunft des Dialekts arbeiten. Borghesi (25) ist angehende Primarlehr-er. Hug (61) unterrichtet seit über 30 Jahren an der Berufs-schule.

Stirbt da gerade etwas Einzig-artiges aus? Hug sagt: «Es kommt immer auf die Kundschaft an. Ich bin überrascht, wie immer noch vie-le Jugendliche aus Basler Fam-ilien den Dialekt pflegen. Wer nicht damit aufwächst, tut sich verständlicherweise schwerer. Was ich mich dabei frage: Tut man genug dafür, dass Fremd-sprachler überhaupt einen Zu-gang zum Baseldeutschen fin-den?» Bei der «Bihni» ist das Durchschnittsalter der Besucher eher «pensioniert».

Das sieht Borghesi ähnlich. Aus einer anderen Generation kommend, blickt er durchaus zu-versichtlich in die Zukunft. Sei-ne Schüler hätten genügend Möglichkeiten, Dialekt zu spre-chen, zu hören oder auch zu ler-nen. Er sagt aber auch: «Mir fällt auf, dass wir Lehrpersonen un-

tereinander die Pflege des Di-a-lekts unterschiedlich wahrneh-men und die Schulleitungen diesbezüglich auch verschiede-ne Meinungen vertreten.»

Die Frage stellt sich nun umso mehr: Ob das genug ist?

6 English, please

Alexander Sarasin lebt in einer Welt, die schon von Berufes we-gen eine internationale ist. Der bekannte Basler Galerist emp-fängt in seinen Ausstellungsräu-men. Es ist Ende Oktober und Sa-rasin bereitet gerade eine Vernis-sage vor, die in ein paar Tagen stattfinden wird. Eigentlich ist das Geschäft geschlossen, aber weil die Sonne so schön scheint, steht die Tür offen. Immer wie-der kommt ein Kunde herein. Sa-rasin sagt geduldig: «Sorry, we are closed. The exhibition starts next week.»

Schöne neue Welt?

Eine grosse Renaissance dürfte das Baseldeutsch so schnell nicht erleben.

Historisch, erklärt Sarasin, ist es aber nicht so, dass es *das eine* Baseldeutsch gebe. Blasius bei-spielsweise hat nicht so – heute würde man vielleicht sagen: ge-stellt – wie Rudolf Suter ge-schrieben. Er schrieb «Johr», nicht «Joor». Auch habe das Y, «Ygregg» genannt, etwas Künst-liches. Zudem gab es von jeher auch immer das andere, unge-schlifffener Baseldeutsch. Die «Höschsprache», früher unter den Arbeitern weit verbreitet.

Sarasin, einer der kompetentes-ten Dialektkenner – und Dialekt-verwender – in dieser Stadt, muss das schon ein bisschen wehtun, könnte man sich vor-stellen. Kaum einer spricht ein so schönes, exquisites Basel-deutsch wie er. Er ist aber nie-mand, der sich zu wichtig nimmt. Sanft lächelnd weist er darauf hin, dass man ihn schon in sei-ner Schulzeit «antiquiert» ge-nannt habe. In der Studentenver-bingung nannte man ihn «Lätz» – natürlich …

Aber eben, die Entwicklung: Nicht schön, sagt Sarasin, manchmal wundert er sich schon, was er da zu hören be-kommt. «Eine grosse Verände-rung.» Das ist für einen Mann mit besten Manieren wohl das, wo andere längst wortreich den kulturellen Niedergang be-schimpft hätten. «Immerhin, und das dünkt mich entscheidend: Solange wir in der Schweiz das Baseldeutsch als Dialekt erken-nen, wird es überleben.»

Sarasin seziiert jedoch präzis, dass es auch noch ganz andere Probleme gibt. Und er hat recht. Es heisst ja immer, dass in Basel beispielsweise Hochdeutsch (oder mittlerweile wohl eher: Englisch) eine verbindende Spra-che ist. Aber stimmt das wirklich? Sarasin glaubt nicht so recht da-ran: «Ausländer beklagen sich oft und zu Recht: Wir müssen bei euch Schriftdeutsch lernen – und dann verstehen wir euch noch immer nicht …»

Desintegrierende Inklusion? Der Basler, ein Mächtegern-Welt-bürger, ab der Schule sogar noch staatlich oktroyiert? Der am Ende noch kleingeistiger wirkt, als er nicht selten schon ist? Selbstauf-gabe dank Selbstverleugnung. Wäre auch nicht das erste Mal in der Geschichte. …

Sicherlich, Veränderungen gibt es immer, und man darf das, ob-

schon es sich dabei um eine Plat-titüde handelt, nicht unterschät-zen. Das merkt, wer Sarasins Bei-spielen lauscht. Er spricht auch nicht mehr überall gleich. In der Schlüsselzunft? Natürlich. An-sonsten? Eher nicht. Es ist sein «Dilemma», wie er es nennt: «Darf ich das Alt-Baseldytsch noch her-vornehmen? Und wo?» Ob diese Sprache, nur noch von wenigen beherrscht, überleben wird: un-klar. Auch Sarasin weiss es nicht.

Das fragt man sich auch in der Fasnachtwelt. Die Fasnacht ist die wohl wichtigste Förderin des Baseldytsch, sagt Felix Rudolf von Rohr, und das findet auch Alexan-der Sarasin. Auch hier passt sich die Sprache an. Schön statt scheen? Kein Problem. Aber ein Grundniveau muss sein, das schon. Sarasin wünscht sich das Beharren auf die Klassiker: Stäge, Yyskaschte, Gettyysse. Es muss nun wirklich nicht mehr Gelleretti und Baareblyy sein. «Das Publi-kum muss verstehen, was gesagt wird. Sonst macht es keinen Sinn.»

Historisch, erklärt Sarasin, ist es aber nicht so, dass es *das eine* Baseldeutsch gebe. Blasius bei-spielsweise hat nicht so – heute würde man vielleicht sagen: ge-stellt – wie Rudolf Suter ge-schrieben. Er schrieb «Johr», nicht «Joor». Auch habe das Y, «Ygregg» genannt, etwas Künst-liches. Zudem gab es von jeher auch immer das andere, unge-schlifffener Baseldeutsch. Die «Höschsprache», früher unter den Arbeitern weit verbreitet.

7 Baseldeutsch als Weltkulturerbe

Alles nicht so schlimm also?

Bereits Rudolf Suter hat im Vorwort seines Baseldeutsch-Wörterbuchs geschrieben, dass der Dialekt sich zwar halte («eine zum Glück noch lebendige Spra-che»), trotz «starker Bedrohung» und «kleiner Trägerschaft», aber nur durch «bewusste Sprachpfle-ge» könne er wirklich erhalten bleiben. Das war 1984. Passiert das abgesehen von der Fasnacht und der «Baseldytsche Bihni»?

Man darf zweifeln. Im Jahr 2010 hat die Christoph Merian Stiftung (CMS), die bereits Suters Wörterbuch ermöglicht hat, ein Neues Baseldeutsch-Wörterbuch im eigenen Verlag herausgege-ben. Auch darum, weil Suters «grossartiges Werk» knapp dreis-sig Jahre bereits «[etwas Histogra-fisches] anhafte. Es beschreibe eine Sprache, «die nur noch sel-ten gesprochen wird – leider». Es gab kurz einen Aufschrei auf-grund der Modernisierung. Heu-te stört das niemanden mehr.

Und so verwässert der Basler Dialekt – und wird sowieso von immer weniger Menschen be-herrscht. Wird er aussterben oder zum Unesco-Weltkulturerbe? Rar und wertvoll, aber kaum mehr gesprochen, wie das Rudolf von Rohr anklingen lässt. Alles denk-bar. Eine grosse Renaissance dürfte das Baseldeutsch so schnell nicht erleben.

Ausser auf der «Baseldytsche Bihni».

Sebastian Briellmann

Das Stück «Wie wär s mit Tee?» wird bis Mitte Mai auf der «Bas-el-dytsche Bihni» zu sehen sein. Der Eintritt ist frei. Reservationen und weitere Informationen unter: www.baseldytschbihni.ch